

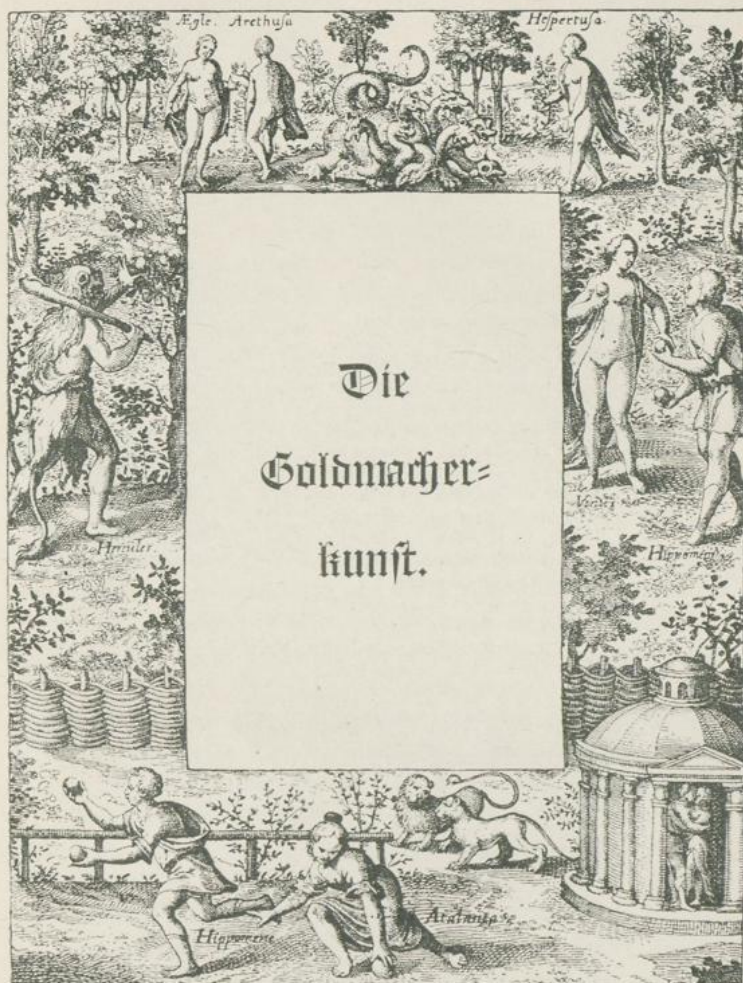


Fig. 109. Titelblatt nach einem Kupferstiche vom Jahre 1618.

„Domit ich nit vergeß hiebi
den groÿen hschifß der alchemi.
die macht das silber, golt usgan,
das vor ist in das häcklin gtan;
sie goucken und verschlagen grob,
sie lont ein sehen vor ein prob,
so würt dan bald ein unken deuß.
der guckuß manchen tribt von huß;
der vor gar sanft und trucken saß,
der stoßet sin gut ins affenglas,
biß ers zu pulver so verbrent,
das er sich selber nit mer kent.
vil hant also verderbet sich,
gar wenig sint sin worden rich;
dan Aristoteles der gicht:
„die geßalt der ding wandeln sich nicht.“
vil fallen schwer in diese suchet,
den doch daruß gat wenig frucht.“

Sebastian Brant. (Narrenschiff. 1494.)



Fig. 110. Zierbuchstabe nach einem Holzschnitte vom Jahre 1568. Haros schmelzen bei seinem Sonnenfluge die mit Wachs gefertigten Flügel.

in vorigen Jahrhunderte noch — vor der Neugestaltung der Chemie, welche der französische Chemiker Lavoisier durch seine neu aufgestellten Lehren herbeiführte — hielt man die Metalle, welche nach den gegenwärtigen Ansichten einfache Körper sind, für zusammengesetzte Stoffe. Wegen der Ähnlichkeit, welche sämtliche Metalle in ihrem Wesen untereinander haben, glaubte man, dieselben seien alle aus den gleichen, noch nicht abgesonderten Grundstoffen zusammengesetzt, und die

Verschiedenartigkeit zwischen denselben werde nur durch ihre gewichtliche Mischungsänderung oder auch mehr oder minder große Reinheit verursacht. Solche und ähnliche Ansichten machten die Möglichkeit der Metallverwandlung sehr erklärlich und gaben Veranlassung zu dem Glauben an die Goldmacherkunst oder Alchemie, welcher die Menschheit fast $1\frac{1}{2}$ Jahrtausende ziemlich allgemein beherrschte. Auch heute läßt sich die Unmöglichkeit, aus anderen Stoffen Gold herstellen zu können, nicht unbedingt beweisen, indessen die Wahrscheinlichkeit für die Möglichkeit liegt doch völlig außerhalb des Umkreises unserer heutigen chemischen Anschauungen.

Trotzdem ist es nicht ohne Reiz, sich die alten Alchemisten bei ihrem Treiben einmal anzusehen; denn für die Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes sind ihre Bestrebungen und Arbeiten jedenfalls nicht ohne Bedeutung.

Die Jünger der Goldmacherkunst wurden Feuerphilosophen oder Alchemisten, und die Meister Adepten genannt. Dieselben waren



Fig. III. Alchemistische Hergentüchle nach einem Kupferstiche des 16. Jahrhunderts.

von ihrer Kunst so sehr eingenommen, daß sie sich für die allerweissesten Leute hielten und für sich allein den Namen *Φιλόσοφος*

κατ' ἐξοχὴν beanspruchten. Uns erscheinen sie allerdings mit so vielen, kaum glaublichen Irrtümern behaftet, daß wir von ihnen sagen möchten:

„Wenn sie den Stein der Weisen hätten,
Der Weise mangelte dem Stein.“

Unsere Einbildung ist leicht geneigt, die Werkstätten der Feuerphilosophen, wie die aus dem 16. Jahrhunderte stammende Abbildung III, als wahre Hekyküchen, und die alten Alchemisten selbst als runzelige Greise oder auffallend gekleidete dunkle Ehrenmänner



Fig. 112. Alchemistisches Laboratorium nach einem Holzschnitte vom Jahre 1537.

auszumalen. Diese Vorstellung ist indessen völlig falsch; denn die Sucht, Gold zu machen, herrschte in der Blütezeit der Alchemie namentlich in den angesehensten und höchsten Gesellschaftskreisen. Ehrwürdige Mönche in härenen Kutten, berühmte Ärzte, hochgeachtete Universitätsprofessoren, mächtige Staatsmänner, heilige Päpste und gekrönte Häupter zählte die Alchemie zu ihren Freunden und treuen Verehrern und hielt mit denselben in einsam-stiller Klausel, hinter feuerfesten Mauern des Laboratoriums, an dem glühenden Althanos, wie die Feuerphilosophen ihre Schmelzöfen zu nennen pflegten, stille Stelldicheins. Ein in Figur 112 wiedergegebener Holzschnitt aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts zeigt zwei Goldmacher bei

ihrem Treiben zwischen ihren alchemistischen Gerätschaften, welche schon recht zahlreich sind. Neben den Destilliergeräten mit Alembiken und den Tiegeln machen sich Zangen, Blasebälge und Zerkleinerungswerkzeuge recht breit. Der eine Alchemist hat mit zum Schutze gegen die Gluthen des Feuers vor den Augen eine Brille.

Wenn in alten alchemistischen Werken auch angegeben wird, daß die Alchemie zuerst von dem sagenhaften ägyptischen Hermes tresmegistos, welcher viele Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung gelebt haben soll, gelehrt sei und nach diesem hermetische Kunst genannt wurde, so reichen die geschichtlichen Nachrichten über die Goldmacherkunst doch nur bis ins vierte Jahrhundert unserer Zeitrechnung zurück. Der griechische Redner Themistios Euphrades (360 n. Chr.) spricht in seiner achten Rede beiläufig von der Verwandlung des Kupfers in Silber und Gold als wie von einer ganz allgemein bekannten Thatsache. In der langen Nacht, welche durch die Völkerwanderung in ganz Europa begann, legte sich auch die Alchemie, wie es scheint, völlig schlafen. Erst im Anfange des 9. Jahrhunderts wurde sie aus ihrer langen Ruhe erweckt. Der Araber Dschafar oder Geber, welcher wahrscheinlich in Sevilla lebte, schrieb zu jener Zeit das erste umfassendere alchemistische Buch. Die Blütezeit der Alchemie war in dem Zeitraum vom 12. bis 18. Jahrhunderte. Die Sucht, Gold zu machen, verbreitete sich damals so sehr, daß im 14. Jahrhunderte der Papst Johann XXII., welcher sich später selbst mit der Goldmacherkunst beschäftigt haben soll, die hermetische Kunst als Teufelswerk verurteilte und eine sehr strenge Bulle gegen dieselbe erließ. In Italien trieben sich trotzdem im 15. Jahrhunderte viele Alchemisten herum, so daß der Rat von Venedig sich 1468 genötigt sah, die Beschäftigung mit Alchemie zu verbieten. Auch in Deutschland schuf man in jenem Jahrhunderte Gesetze, um die Verbreitung der Alchemie zu verhindern. So ward z. B. vom Nürnberger Rat 1493, „Wiewol neben andern künsten alchamey für ein kunst von den lerern in der schrift genannt und gesagt wird“, ein „Verpot das niemand ainiche alchamey üben oder treiben, noch des yemand allhie inn Häusern oder Wohnungen gestatten soll“ gegeben, weil viele Menschen „durch ir selber suchung und Uebung inn mercklichen großen Kosten und etlich inn abfall verdorben und in unüberwindlich schaden geführt und kommen

sind¹⁾. Daß dieses Gesetz auch gehandhabt wurde, beweisen verschiedene Einträge in den Nürnberger Ratsbüchern. So wurde z. B. am 26. April 1520 einem Christoph Wagner aus Heidelberg, „der bey einem erbarn rat angeben und berüchtigt ist, das er etlichen burgern hie zu der alchamey rat hilff und anweissung thue“ von Rats wegen gesagt: „er sey Irs fugs hie nicht. darumb soll er sich von hynnen fügen und sein gelt anderßwo zeren.“ Da er sich wieder einstellte, wurde die Ausweisung aus der Stadt Nürnberg am 15. Dezember desselben Jahres wiederholt. Die Goldmacherkunst blühte trotz dieser Gesetze ruhig weiter. So wird in dem im Jahre 1568 von Hans Sachs verfaßten Gedichte: „Die Geschicht Kaiser Maximiliani mit dem Alchemisten“ erzählt, selbst Kaiser Maximilian habe sich einst in Wells von einem unbekannten Alchemisten zur Probe zehn Mark Gold machen lassen. Die Herstellung sei sehr wohl geglückt. Der Künstler, ein mit dem Kaiser in Unfrieden stehender Venediger, sei indessen entflohen mit der Bemerkung:

„Wellicher dise künste kan
Sieht dich, nochs römisch reich nit an,
Daß er dir solt zu gnaden gahn.“

Über die Thaten zu dieser Herstellung berichtet der Nürnberger Meisterfänger:

„Der alchemist zum Kaiser sprach:
Gib mir im hof ein leer gemach
Und gib mir ein mark lötligs gold,
Wenn mark kupfers, auch geben solt
Kolen, blaßbalg, degel und zangen,
Thu quecksilber und salz mir langen,
Gläser, häfen, schwefel, schürstein,
Laß machen ein camin darein,
Darinn ich schmelz und destilir,
Die materi künstlich conficir.“

Dieses alchemistische Gedicht von Hans Sachs soll nach K. J. Schröder Goethe zu der Szene des Mephisto am Kaiserhofe im zweiten Teile des Faust angeregt haben.

Namentlich kam die Goldmacherkunst am Ende des 16. Jahr-

¹⁾ J. Baader, Nürnberger Polizeiordnungen aus dem 13. bis 15. Jahrhundert. Stuttgart 1861.

hundreds hoch zu Ehren, als Kaiser Rudolf II., neben Magie und Astrologie, die Alchemie zu seiner Lieblingswissenschaft machte und Alchemisten von nah und fern an seinem Hofe um sich scharte. Da man 1612, nach dem Tode des Kaisers, in seinem Nachlasse 84 Centner Gold und 60 Centner Silber, in Thonformen gegossen, vorfand, so glaubte man, Rudolf II. habe es in der Goldmacherkunst bis zum Adepten gebracht.

Auch unter den Geistesgrößen erwarb sich die Alchemie Freunde. Melanchthon nannte die Alchemie zwar eine gleißende Betrügerei, indessen Luther sagt: „Die Kunst der Alchemey ist recht und wahrhaftig der alten Weisen Philosophie, welche mir sehr wohl gefällt, nicht allein wegen ihrer Tugend und vielerlei Nutzbarkeit, die sie hat mit distilliren und sublimiren in den Metallen, Kräutern, Wassern und Oelitäten, sondern auch wegen der herrlichen und schönen Gleichniß, die sie hat mit der Auferstehung der Todten am jüngsten Tage.“

Im Jahre 1654 hatte sich in Nürnberg eine alchemistische Gesellschaft, deren Vorsteher Daniel Wulfel, Prediger bei St. Lorenz, war, gebildet, die bis 1696, wo der Nürnberger Rat wieder ein Gesetz gegen Alchemie erließ, bestand. In Murrs „Journal zur Kunstgeschichte und zur allgemeinen Literatur“ (VII, Nürnberg, 1779) liefert J. G. von Eckhardt eine Lebensbeschreibung des Philosophen Leibniz und macht darin folgende Mitteilung: „Der große Gottfr. Wilh. Leibniz, der zu Altdorf 1666 Doktor der Rechte geworden war, besuchte von dort aus alle gelehrten Leute in dem benachbarten Nürnberg und suchte von ihnen zu profitieren. Unter andern bekam er Kundschaft von einer gewissen Gesellschaft gelehrter und anderer Männer, welche mit gesamtent Rath und Hand allerley chemische Operationen in geheim machten, und den lapidem philosophorum finden wollten. Wie er nun auf alles curieux, und also auch gern in chymicis sich exerciren wollte, so dachte er auf allerley Mittel, wie er zu diesen arcanis einen Zutritt haben möchte. Der Director dieser Gesellschaft war ein Priester. Er ersann also folgende List. Er nahm tiefsinnige chimische Bücher vor sich, las darinnen, und notierte sich ihre obskuren Redensarten. Aus diesen machte er an besagten Priester einen Brief, den er selbst nicht verstunde, und bat zugleich um admission in die geheime Gesellschaft. Der Priester,

diesen Brief lesend, meinte nicht anders, als der junge Leibniz wäre ein wirklicher adeptus, introduzirte ihn nicht allein in laboratorium, sondern bat ihn auch, für eine gewisse pension ihr Gehilfe und Secretarius zu sein. Er nahm dieses an u. s. w." Da Leibniz schon 1667 Nürnberg verließ, so hat er diesen Posten nicht lange versehen und scheint sich später nicht mehr mit Alchemie beschäftigt zu haben.

Im Anfange des 18. Jahrhunderts herrschte die Sucht, Gold zu machen, zwar noch, doch durch die neuen Anschauungen, welche das Ende des 18. Jahrhunderts für die Chemie brachte, nach welchen die Metalle für einfache Körper gehalten wurden, ward der Alchemie ganz der zum Dasein nötige Boden entzogen; sie geriet daher bald in Verfall. Die letzten Freunde der Goldmacherkunst sammelten gemeinschaftlich miteinander der lustige Verfasser der Jobsiade, Dr. Kortüm in Bochum, und Dr. Bährens in Schwerte um die Fahne der Alchemie. Sie erließen zu dem Zwecke ungenannt unter dem Namen einer hermetischen Gesellschaft, 1796 einen Aufsatz im Reichsanzeiger, in welchem sie alle Alchemisten aufforderten, ihre Erfahrungen mitzuteilen, damit Klarheit über die Wahrheit oder Unwahrheit der alchemistischen Kunst geschaffen werde. Die hermetische Gesellschaft stellte dafür Belohnung in Aussicht. Aus allen Gesellschaftskreisen, von nah und fern, trafen hierauf bei der angeblichen hermetischen Gesellschaft alchemistische Mitteilungen und Anfragen ein, so daß sich die sogenannte Gesellschaft hierdurch veranlaßt sah, ein hermetisches Journal zu gründen, in welchem die ganzen schriftlichen Berichte in geschickt verfaßten Abhandlungen beantwortet wurden. Über 20 Jahre erregte dies Journal große Teilnahme, als indessen die versprochene Aufklärung über die Herstellung des Steins der Weisen immer ausblieb, wandten sich die Alchemisten endlich von dieser Zeitschrift ab, und 1819 erlosch mit dem hermetischen Journal die Thätigkeit dieser letzten alchemistischen Gesellschaft.

In den 14 Jahrhunderten, in welchen die hermetische Kunst betrieben wurde, ist eine sehr umfangreiche alchemistische Litteratur geschaffen worden, welche auf ungefähr 4000 verschiedene Werke geschätzt wird. Die meisten dieser Schriften sind fast nur in rätselhaft dunklen Vergleichsformen geschrieben und enthalten

„In bunten Bildern wenig Klarheit,
Viel Irrtum und ein Fünkchen Wahrheit.“

Der englische Alchemist Rippläus, welcher im 14. Jahrhunderte als Kanonikus zu Bridlington lebte, erzählt uns in seinem alchemistischen Werke, die „Sechs chymischen Pforten“, welches im Jahre 1689 zu Hamburg in deutscher Sprache erschien, daß sie die Thoren absichtlich mit dunklem Gespräch aufhielten, „denn“, sagt er, „ob wir schon zur Erleuchtung eines Sohnes der Kunst schreiben, so schreiben wir doch auch zur verderblichen Verblendung aller solcher Eulen und Fledermäuse, welche das Licht der Sonne nicht anschauen, noch den Glanz unseres Mondes vertragen können. Solchen legen wir viel Betrüglichkeiten vor, die mit ihrer häßlichen Phantasie übereinkommen: den Geizigen aber einen leichten Weg ohne Unkosten einer nicht viel auf sich habenden Zeit; den faulen Bücherflügen ein Spiel ohne verdrießliche Arbeit, den Unbeständigen, Unbedachtsamen geschwinde, mannigfaltige Destillierungen.“ Und wahrlich, Rippläus hat dieses sich gesteckte Ziel ziemlich vollkommen erreicht; denn die von ihm, wie auch die von anderen Alchemisten gegebenen Vorschriften sind wegen ihrer sich unmittelbar hintereinander selbst widersprechenden Angaben meistens ganz unverständlich.

Eine sehr große Rolle spielte in der alchemistischen Litteratur die sogenannte »Tabula smaragdina«, welche der Sage nach schon von Hermes tresmegistos herkommen, und die Lösung des alchemistischen Rätsels in dunkler Schreibweise enthalten sollte. Sie tauchte im 11. Jahrhunderte auf und ward zuerst von dem englischen Alchemisten Hortulanus in lateinischer Sprache mitgeteilt.

Die deutsche Übersetzung, welche im Jahre 1600 Johann Schaubert in Nordhausen davon giebt, lautet:

„Smaragdische Tafel des Hermes Trismegistus.

Diß seind die wort der Geheimniß Hermetis, so geschriben seind gewesen in einer smaragdischen Taffel, welche gefunden ist worden, in einem finstern Loch, da sein Leib ist begraben gelegen.

Also sprechende:

War ist es, und ohne allen betrug, sondern gewiß und ganz warhafftig, das daß so drunten ist, ist oben, wie daß daß droben ist und wie alle dinge gemacht sind worden, von einem Dinge, sein Vater ist Sol und seine Mutter ist Luna. Diese hat der Wind in seinem Bauche getragen, seine Ernährung ist das Erdreich, welches ist ein Vater aller Geheimniß der ganzen Welt, seine Kraft ist ganz

vollkommen, so sie verkehrt wird in eine Erde, alsdann soltu scheiden das Erdreich vom Feuer, das subtile vom groben ganz lindiglich, mit großem Verstand, es steigt von dem Erdreich in den Himmel und steigt dann wiederumb von dem Himmel auf das Erdreich und nimpt an sich die Kräfte der Untern und Oberrn. Also hastu die Ehre der ganzen Welt. Derhalben wird von dir fliehen alle Armut und Finsternis, dieser ist ein Starcker aller Starken der ganzen Welt, derselben wird von dir fliehen, was sich der Finsternis vergleicht, dann er wird überwinden alle subtile Ding. Also ist die ganze Welt erschaffen. Derhalben werde ich genandt Hermes Trismegistus, habende 3 Theil der ganzen Philosophia der Welt, Es ist erfüllet das ich gesagt habe von der Arbeit."

Die meisten alchemistischen Schriftsteller, welche nach dem Mittelalter lebten, beschäftigten sich hauptsächlich mit dieser Tafel und berufen sich außerdem viel auf die Bücher des im 13. Jahrhunderte lebenden spanischen Ritters Raimund Lullius, sowie auf die Werke des deutschen Alchemisten Basilus Valentinus, welcher zu Anfang des 15. Jahrhunderts schrieb. Man suchte diese als Grundlage dienenden Schriften durch bilderreiche, ebenso räthselhaft dunkel gehaltenen Umschreibungen zu erklären und zu erweitern, und nahm zu diesen Erläuterungen ab und zu auch Poesie, Musik und Bild zu Hilfe. Ein Werk, in welchem die Alchemie in so vielfacher Form gelehrt wird, ist z. B. »Atalanta fugiens, hoc est emblemata nova de secretis naturae chymica. Authore Michael Majero. Oppenheimii 1618«, dem auch das diesem Aufsatze vorangesezte Titelbild fig. 109 entnommen ist. Auf demselben soll angedeutet werden, daß das Nachjagen nach dem Stein der Weisen ein gefährliches Unternehmen ist und in gewisser Hinsicht eine Ähnlichkeit mit dem Werben um die Hand der schönen und schnellfüßigen Bötlerin Atalanta hat. Der Sage nach machte dieselbe bekanntlich jedem freier zur Bedingung, einen Wettlauf mit ihr zu bestehen, wobei derselbe unbewaffnet voranlaufen mußte, während sie folgte. Holte sie ihn nicht ein, so war sie die Seinige; im Gegentheil war der Tod sein Los. Viele hatten hierbei schon den Tod gefunden, als Hippomenes, des Atres Sohn, sie durch Hilfe der Venus überlistete. Die Göttin hatte ihm einige goldene Äpfel gegeben, die er während des Laufes, einen nach dem andern, ihr in den Weg warf. Atalanta

blieb zurück, um diese zu sammeln, und Hippomenes erreichte zuerst das Ziel. Da dieser es vergaß, der hilfreichen Göttin zu danken, so reizte die hierüber erzürnte Venus-Aphrodite den Hippomenes zu so heftiger Liebe, daß er seine Braut im Tempel des Zeus im Liebesrausch umarmte. Zur Strafe für diesen Frevel wurden die



fig. 113. Alchemistisches Bild nach einem Kupferstiche vom Jahre 1618.

beiden Verliebten in Löwen verwandelt. Über der bildlichen Darstellung der Atlantajage finden sich als weitere Hinweisung auf das Gold noch die Hesperidengärten abgebildet. In denselben bewachten die drei Töchter der Nacht zusammen mit dem hundertköpfigen Drachen Ladon jene goldenen Äpfel, welche Here bei ihrer Verheirathung mit Zeus von der Gaa als Hochzeitsgeschenk erhalten hatte. Herkules holte jene Äpfel und brachte sie dem Eurystheus,

der sie ihm wieder schenkte. Herkules verehrte sie nun der Athene, die sie alsdann wieder in die Gärten der Hesperiden zurückbrachte.

Jeder Hauptsatz in dem Werke, welchem dies soeben beschriebene Titelblatt entnommen ist, ist zunächst in ein poetisches Sinngedicht gebracht, zu welchem die Noten für eine kirchenliedartige Gesangsweise beigelegt sind. Darunter folgt das ins Deutsche über-



Fig. 114. Alchemistisches Bild nach einem Kupferstich vom Jahre 1618.

setzte Versen, und daneben findet sich ein Kupferstich, welcher bildlich in meist zu traumvoller Weise das alchemistische Gleichnis vorstellt. Den Beschluß eines jeden Kapitels macht dann eine in lateinischer Sprache geschriebene längere Erläuterung. Die Figuren 113 und 114 sind Reproduktionen einiger Kupferstiche dieses Werkes. Sie beziehen sich auf alchemistische Lehrsätze, welche der Tabula smaragdina entlehnt sind. Die Figur 113 behandelt das Thema:

„Der Wind hat es in seinem Bauche getragen“. Die fig. 114 soll den Satz: „Die Erde hat es ernährt“, erläutern. Zum besseren Verständnis des letzten Bildes möge das demselben beigelegte deutsche Sinngedicht hier Platz finden. Es lautet:

Sein Säugmutter ist die Erden.

Romu lus hir ta lu pæ pressisse sed ubera capræ

Jupiter & di ctis fer tur adesse fides.

Romu lus hir ta lu pæ pressisse sed ubera capræ

Jupiter & di ctis fer tur adesse fides.

Romulus hirta lupæ pressisse sed ubera capræ

Jupiter & dictis ferrur adesse fides.

fig. 115. Alchemistische Noten vom Jahre 1618.

„Romulus von einer Wölfin ist, aber Jupiter gesäugtet
 Von einer Geiß, wie solchs das Gerüchte bezeuget.
 Was Wunder ist, so wir sagen, daß der Weisen Kinder nehret
 Sey von der Erd, so ihm ihre Milch hat gewehret?
 So dann die Thier gespeiset han solche große Helden gewiß,
 Wie groß mag dann der sein, dessen die Erd Säugmutter ist.“

Die vorstehenden Noten fig. 115 geben die Gesangsweise des zu dem Bilde gehörigen lateinischen Sinngedichts an.

Es braucht wol nicht erst gesagt zu werden, daß diese poetisch-

musikalisch-bildlichen Erläuterungen eher zur Verwirrung als zur Lösung des alchemistischen Rätsels beitragen.

Unverkennbar ist der Einfluß, welchen die Theologie und namentlich die Astrologie auf die bildliche Schreibweise der Alchemisten gehabt hat. So sollte zwischen den sieben damals bekannten Metallen und den sieben sogenannten Planeten eine große Gleichheit bestehen. Deswegen erhielt jedes der Metalle den Namen desjenigen Planeten, von dem es angeblich abhängig war. Das Gold hieß Sonne, das Silber Mond, das Eisen Mars, das Quecksilber Mercurius, das Zinn Jupiter, das Kupfer Venus und das Blei Saturnus. Nach Umnahme der Alchemisten konnte mit keinem Planeten etwas vorgehen, woran das zu ihm gehörende Metall nicht mit teilnahm. Dieser Zusammenhang wurde nach astrologisch-alchemistischer Meinung durch unendlich kleine Körperchen, welche von dem Planeten und seinem Metalle ausflossen, vermittelt. Diese Moleküle sollten so gestaltet sein, daß sie gar wohl in die Poren des Planeten und Metalls, welches jenen abbildete, aber nirgends anders eindringen konnten. Kämen diese Körperchen zufällig in eine andere Masse als in den Planeten oder das Metall, die eine Verwandtschaft miteinander hegten, so meinte man, sie könnten doch von diesen fremden Stoffen nicht gefesselt werden und denselben nicht als Nahrung dienen. Jeder von den sieben Planeten hatte unter den sieben Wochentagen seinen besonderen Tag, an welchem er seine Einflüsse auf sein Metall ausübte. Deswegen mußte man, um Glück in der Alchemie zu haben, mit den Arbeiten des Goldes am Sonntage, mit denen des Silbers am Montage, mit denen des Eisens am Diens- tage u. s. w., beginnen.

Sämtliche Metalle sollten Schwefel und Mercurium enthalten. Unter beiden Stoffen wurden jedoch nicht die natürlich vorkommenden verstanden, sondern Stoffe von ganz anderer Art, von deren Wesen sich die Alchemisten selbst keinen ganz klaren Begriff machen konnten und daher über dieselben nur nach ihren Eigenschaften oder gleichnisweise redeten. Der Schwefel (*Sulphur philosophorum*) war fast ganz geistiger Natur und war das Licht und das Feuer und auch die brennbare Masse, welche man in jedem Körper annahm. Er war der männliche Teil, welcher das »Punctum seminale activum« in seinem Innern enthielt, welches zur Erzeugung neuer Körper

und Stoffe erforderlich war. Er wurde von den alchemistischen Schriftstellern sehr verschieden genannt, mit dem Namen: Haus des Geistes, Vater, elementisches Feuer, magischer Stahl, Grundschwefelhaftigkeit, Grundöl, Cadmi-Blut, Lilien, Adamische Erde, Carecenischer Hund, Herz Saturni etc. ist er meistens gemeint. Der weibliche Teil, welcher zur Bildung neuer Körper erforderlich war, war



Fig. 116. Der Vater und die Mutter des Steins der Weisen nach einem Holzschnitte vom Jahre 1550.

der Mercurius, auf welchen der menschliche Schwefel durch innere Berührung den Keim zu der Form und dem Wesen des zu bildenden Stoffes einprägte. Dies eigenartige Quecksilber war das Band zwischen Geist und Leib, welches Encheiresis naturae genannt wurde und sich in allen drei Naturreichen vorfand. Im mineralischen Reiche war es die mineralische Feuchtigkeit, im tierischen Reiche die Grundfeuchtigkeit, in dem das Blut und das Leben beruht, im Pflanzenreiche

der Geist oder Spiritus mundi, welcher alle Gewächse hervortreibt. Von den alten Feuerphilosophen wurde es meistens ein Wasser, welches die Hand nicht nasset, eine trockene Feuchtigkeit oder der korporalische Geist genannt. Entweder dieser eigenartige Schwefel oder dieser Mercurius, jeder für sich allein, oder auch beide zusammen, zu einem zwitterhaften Wesen vereinigt, bildeten den Stein der Weisen (Lapis philosophorum), welcher auch das Menstruum universale, das große Magisterium, die rote Tinktur, das geheime Elirir, die Quinta essentia etc. genannt wurde. In den mit Veranschaulichungsbildern ausgestatteten alchemistischen Werken ist er daher bildlich meistens als zwitterhaftes Geschöpf abgebildet, während der Schwefel als König oder Sonne und der eigenartige Mercurius der Philosophen als Königin oder Mond dargestellt zu werden pflegte. Die Abbildung fig. 116 ist die Nachbildung eines Holzschnittes, welcher sich im »Rosarium philosophorum«, das 1550 von Cyriacus Jacobus zu Frankfurt gedruckt ist, befindet. Er zeigt den Vater und die Mutter des zwitterhaften Steins im Begriff der Vereinigung, während jener selbst in der Figur 117, welche demselben Werke entnommen, zu schauen ist.

Um das dunkle Räthelhafte dieses zweigeschlechtigen Wesens anzudeuten, ist dasselbe von allen jenen Tiergestalten umgeben, welche bildnisweise in den Vorschriften zur Bereitung des Steines der Weisen eine Rolle spielen. Zur Verherrlichung desselben findet sich unter dieser: »Aenigma regis« benannten Abbildung folgendes Gedicht:

„Hye ist geboren der keyser aller ehren
 Keyn höher mag uber ihn geboren werden,
 Mit kunst odder durch die natur,
 Von keyner lebendigen creatur.
 Die philosophi heyßen ihn ihren son,
 Er vermag alles was sie thun.
 Was der mensch von ihm begeret ist:
 Er gibt gesundheyt mit starcker frist,
 Goldt, silber und eddelgestein,
 Sterck, jungheyt schön und reyn.
 Horn, trawren, armut, franckeyt er verkert,
 Selig ist der mensch dem es gott beschert.“

Wie schon in diesem Gedichte gesagt ist, sollte also der Stoff, welcher den Stein der Weisen vorstellte, nicht nur alle anderen

Metalle, oder nach einigen Feuerphilosophen, jede andere Masse in Gold verwandeln, sondern sollte auch die Kraft haben, alle Krankheitsstoffe aus dem menschlichen Körper zu entfernen und das Leben im tierischen Körper völlig zu beherrschen, zu erneuern und zu ver-



Fig. 117. Der zwitterhafte Stein der Weisen mit seinen verschiedenen Entwicklungsstufen nach einem Holzschnitte vom Jahre 1550.

jüngen. Alle Alchemisten sind voll von dem Ruhme der Quinta essentia, welche die vier Elemente zum Leben beseelte. Die Alchemisten Artephius und auch Tagliostro wollten durch die Kraft dieses Elixirs, wie sie selbst stets behauptet haben, über tausend Jahre gelebt haben. Ripläus schreibt über die medizinische Wirkung des-

selben in überschwenglicher Weise, daß es die höchste Arznei in der Welt sei: „Denn es ist der wahre Baum des Lebens, welcher aller derjenigen Verlangen insgemein vergnüget, die ihn in seiner Art haben. Es erneuert die Jugend, hält das Alter zurück und bringt die allerbeste und vollkommenste Gesundheit zuwege, und vermehret die Kräfte wunderbarlich. Ja, es wird nicht allein die Haare bei denen, welchen sie ausfallen, wieder erneuern, sondern es wird auch dem haarigten Haupte in vielen Jahren ja nimmer wieder grau werden, wenn man dessen Gebrauch völlig weiß, und es auch nach Gebühr gebraucht wird.“ Die unter dem Namen *Aurum potabile* zu teuren Preisen vielfach verkaufte *Quinta essentia*, meistens nur eine goldgelbe Pflanzentinktur, besaß nun freilich keineswegs die ihr nachgerühmten Tugenden, und erfüllte die Hoffnungen, welche man auf die ihr angedichteten Kräfte setzte, ebensowenig als die Wunderarzneien unserer heutigen Geheimmittelhändler. Die Mittel und Wege zur Erreichung des „großen Werkes“ waren sehr verschieden. Manche Alchemisten suchten den Stein der Weisen im Honig, Manna, Zucker oder Wein, andere in Kräutern, wie Rosmarin, Milzkraut (*Chrysosplenium*), Bingelkraut (*Mercurialis*) oder auch im Zahnfleisch, im Blute, Urin und den Faeces von Tieren oder Menschen. Etliche benutzten den Maitau, Regenwasser oder Krötenbrühe zur Erreichung ihres Zieles. Die Astrologen fielen sogar auf die Thorheit, die Sonnenstrahlen einzufangen und, ich weiß nicht auf welche Weise, zu Pulver einzuäschern. Die ausgeworfenen Strahlen sollten herausfliegende Funken sein, welche aus geläutertem Golde beständen und den Samen zu anderem Golde enthielten. Auch den Toten gönnten die Alchemisten die Ruhe des Grabes nicht. Aus vermoderten Leichnamen und menschlichen Gebeinen wurde ein Salpeter dargestellt, und viele schwuren darauf, daß dieser die Seele des Steines enthalten müsse, und nannten diese selbst deswegen den wahren Mikrokosmos. Andere Feuerphilosophen hielten Erdarten, wie z. B. Mergel, für das Chaos, aus welchem Gott die Welt und besonders den Menschen geschaffen habe, und suchten daher den Samen zu allen Dingen, Panspermion genannt, aus der Erde selbst zu ziehen. Dieser Same sollte ein formloses, eigentümliches Wesen sein, welches die Kraft hätte, alle Dinge, von denen das edelste das Gold sein sollte, zu erzeugen. Die Anweisungen, nach welchen mit

derartigen Dingen das Gold bereitet wurde, klingen oft geradezu ungeheuerlich. Als ein schönes Beispiel hiervon kann die folgende Vorschrift zur Bereitung von spanischem Golde, welche ein deutscher Mönch unter dem Namen Theophilus Presbyter¹⁾ um das Jahr 1100 giebt, dienen. Die deutsche Übersetzung davon lautet: „Es giebt auch ein Gold, welches das Spanische genannt wird und aus Rottkupfer, dem Pulver des Basilisken, Menschenblut und Essig zusammengesetzt wird. Die Heidenvölker, deren Erfahrung in dieser Kunst anzuerkennen ist, verschaffen sich die Basilisken auf folgende Art: sie haben unter der Erde ein Haus, welches oben und unten und auf allen Seiten von Stein ist, mit zwei Fensterchen, derart klein, daß kaum etwas Licht durch sie hineinscheine. Darein bringen sie zwei alte Hähne von zwölf oder fünfzehn Jahren, die sie mit Nahrung genügend versehen. Wenn diese fett geworden, begatten sie sich infolge der Hitze ihres Fettes und legen Eier. Sind dieselben gelegt, so beseitigen sie die Hähne und lassen Kröten hinein, welche die Eier wärmen sollen und Brot als Futter bekommen. Sobald die Eier ausgebrütet sind, kommen männliche Junge heraus, gleich jungen Hühnchen, denen nach sieben Tagen Drachenschwänze wachsen und welche augenblicklich, wäre das Haus nicht mit Steinen gepflastert, sich in den Boden vergraben würden. Dieses zu verhüten, haben jene, welche sie zu meistern wissen, runde Gefäße aus Erz von großer Weite, allerorts durchlöchert, deren Mündungen enge seien. In diese setzen sie die Jungen, verschließen die Öffnungen mit Vorrichtungen aus Kupfer und vergraben sie in die Erde. Sie nähren sich durch sechs Monate von der feinen Erde, welche durch die Öffnungen eindringt. Nach diesem öffnet man und stellt sie über ein starkes Feuer, bis die Tiere inwendig ganz verbrannt sind. Ist das gethan, so giebt man sie nach dem Erkalten heraus, zerreibt sie sorgfältig, wobei ein Drittel vom Blute eines Rothhaarigen beigemischt wird, welches Blut aber ausgetrocknet und gerieben sei. Diese beiden Bestandteile werden in einem reinen Gefäße mit starkem Essig gemengt, dann nehmen sie ganz dünne

¹⁾ Theophilus Presbyter *schedula diversarum artium*. Revidirter Text, Übersetzung u. von Albert Jlg. *Quellenschriften für Kunstgeschichte* von R. Eitelberger von Edelberg. VII. Wien 1874.

Blätter reinsten Rottkupfers, streichen diese Verbindung darauf, an beiden Seiten, und legen sie ins Feuer. Wenn sie weißglühen, nehmen sie dieselben wieder heraus und löschen und waschen sie in der nämlichen Mischung und setzen das solange fort, bis diese Mischung das Kupfer durchfressen und dasselbe dadurch sowohl Gewicht als Farbe des genannten Goldes angenommen hat. Dieses Gold taugt zu jeglicher Arbeit."

Den Alchemisten, welche mit den soeben angegebenen Stoffen den Stein der Weisen zu finden gedachten, stand eine andere Partei von Feuerphilosophen gegenüber, zu denen Raimund Lullius und Basilius Valentinus gehörten, welche das Licht der Wissenschaft jener für ein falsches erklärten. Die Weisen dieser Richtung behaupteten stolz, daß die Anhänger jener Verfahrensweisen völlig im Dunkeln herumtappten, so daß das Licht der Natur, unter dem sie Irlichter und Johannismwürmchen verstanden, welche bekanntlich bei Tageslicht nicht zu sehen sind und nur im Dunkeln scheinen, in ihrer Gegenwart zu leuchten anfangen.

Die Gegenpartei stützte auf den Grundsatz: »Omne simile producit suum simile« den Anfang der Goldmacherkunst und suchte den Samen zum Golde nur im Golde selbst aufzufinden. Sie betrachtete die anderen Metalle nur als Fruchtboden, in welchen der Same des Goldes hineingesäet werden müsse, um dann wie eine Pflanze durch Zwischenlagerung zu wachsen. Um nun den besamen den Stein der Weisen zu machen, meinte man, müsse Gold in seiner eigenen Feuchtigkeit eingeweicht werden. Unter der Feuchtigkeit, welche von der Art und Natur des Goldes sein sollte und metallisches Wasser genannt wurde, ist jedenfalls Quecksilber zu verstehen. Dasselbe sollte jedoch nicht das gemeine, käufliche sein, sondern „von demjenigen, welches durch Kunst und klugen Verstand aus den Dingen, darin es von Natur ist, herausgezogen wird“. Der Mercurius philosophorum wird nirgends über der Erde gefunden, sondern, wie Philaletha sagt, „er ist der Sohn, der von uns bereitet wird.“ Die richtige Reinigung des Quecksilbers, welches mit dem Golde zusammen den Stein der Weisen bilden sollte, spielte eine Hauptrolle in den meisten alchemistischen Schriften, und wir finden in denselben eine zahlreiche Menge Vorschriften zu Quecksilberpräparaten, aus denen ein geeigneter Mercurius abgeschieden werden

sollte. In der „hermetischen Philosophie“ von Johannes d'Espagnet, von welcher im Jahre 1685 eine deutsche Übersetzung erschien, finden wir schon eine Vorschrift zur Bereitung von Quecksilberchlorür angegeben, welche unserer jetzigen nicht sehr unähnlich ist. Zwar ist die Schreibweise eine ganz andere als die in den heutigen chemischen Werken übliche, weswegen die Vorschrift als stilistisches Beispiel hier einen Platz finden mag: „Den Adler und den Löwen, nachdem beide wohl gereinigt sind, verwahre in einem durchsichtigen Behältnis und füge sie zusammen. Den Vorhof des Behältnisses mache überaus feste zu, damit ihr Brodem nicht heraus- oder eine fremde Luft hineindringen kann. So wird der Adler den Löwen zerreißen und auffressen, und wenn ihm der Magen aufschwellen, und er wassersüchtig geworden sein wird, wird er durch eine wunderbare Verwandlung zu einem kohlschwarzen Raben werden, welcher allgemach die Federn ausbreiten, und zu fliegen anfangen, und aus den Wolken Wasser schütteln wird, bis er zum öfteren naß geworden, seine Federn von sich gelegt und zur Erden gefallen ist, allwo er in einen schneeweißen Schwan verwandelt wird.“ Der Adler ist flüchtiges Quecksilber, welches mit dem Löwen- oder Quecksilberchlorid zusammen eine schwarze Mischung, den Raben, giebt, aus welcher bei der Sublimation aus einem Glaskolben, an welchen eine Vorlage luftdicht gefügt ist, nachdem das überschüssige Quecksilber, hier Wasser genannt, sich wieder abgeschieden hat, der weiße Schwan oder Quecksilberchlorür sich bildet.

Die Reinigung und Sublimation des Mercurius mußte siebenmal wiederholt werden, und ebenso oft sollte das besamende Gold gereinigt werden, ehe es amalgamiert wurde. Das Gold sollte zu dem Zwecke vorher mit „den 7 Adlern des philosophischen Arséniks streiten“ und sich dann mit „den beiden Tauben der Diana“ verbinden. Durch die Adler wurde die mercurialartige Flüchtigkeit des anzuwendenden Metalls angedeutet, und dieses, der sogenannte philosophische Arsénik, unter dem Antimonmetall zu verstehen ist, sollte mit dem Gold siebenmal zusammengeschmolzen werden. Es ist dies ein altes Reinigungsverfahren des Goldes. Durch das Glühen werden die fremden Metalle, welche das natürliche Gold oft begleiten, mit dem Antimon zugleich, namentlich wenn noch etwas Salpeter zugesetzt wird, zu Schlacke verbrannt, und das reine Gold

scheidet sich unten im Tiegel als Metallkönig ab. Doch „zuvorderst, ehe man das Gold mit seinem Wasser zusammensetzt, muß es aufs subtilste falciniert werden, sogar daß die Teile desselben noch viel kleiner seien, als die Sonnenstäublein, denn sonst würde es der Solution widerstehen.“ Um das Gold in feines Pulver zu verwandeln, wurde es nach einer alten Vorschrift mit mindestens zwei Teilen Silber, von den Alchemisten die beiden Tauben aus dem Walde der Diana, d. h. dem metallischen Reiche, genannt, zusammengeschmolzen und diese Legierung dann mit Scheidewasser behandelt. Das Silber wurde von der Säure gelöst, und das Gold blieb als sehr feines Pulver, wenn auch noch mit etwas Silber verunreinigt, ungelöst im Scheidewasser zurück. Dies, nach dem Glauben der Alchemisten ganz reine Goldpulver vereinigt sich bei gelinder Erwärmung sehr leicht mit Quecksilber, und diese Mischung war „der wahre Hermaphrodit, dessen männliche Geburtslinie herkömmt von dem allervollkommensten Metall, und dessen weibliche Kraft ist eine zarte mineralische Weiße.“ Er sollte das Ei enthalten, aus dem sich der Stein der Weisen entwickelte. Zu dem Zwecke hatte das Amalgam, welches in eine gläserne Retorte gefüllt wurde, die in einen Ofen, wie in ein Nest, eingesetzt ward, eine gleichmäßige Erwärmung von sechs verschiedenen Graden durchzumachen. Weil das Weizenkorn von der Zeit der Aussaat bis zur nächsten Ernte, wo es neue keimfähige Körner liefert, ungefähr ein Jahr an Zeit bedarf, so dauerte die Behandlung, welche der Stein durchzumachen hatte, etwa ebensolange.

Der künftige Stein durfte während der Zeit seiner Entwicklung durchaus nicht bewegt werden, da sonst das sich bildende Leben in demselben leicht zerstört werden konnte. Zuerst, während der sogenannten Embryozeit, welche drei Monate dauerte, wurde der Grad der tierischen Wärme oder Fäulnis gegeben. Wenn die Bildung des Steins richtig vorgeschritten war, so mußte derselbe nach dieser sogenannten Putrefaktionszeit schon zum weißen Magisterium geworden sein und andere Metalle in Silber verwandeln können. Die Temperatur wurde dann noch in fünf weiteren Graden, nach Zeiträumen von verschiedener Länge, verstärkt, wobei der Stein wie ein Chamaeleon jedesmal seine Farbe ändern sollte. Aus dem ursprünglichen schwarzen Raben, welcher sich darauf in eine weiße Taube verwandelt

hatte, sollte endlich eine tyrische Purpurfarbe geworden sein, welche der wahre Stein der Weisen war. Durch „Projektion“, das heißt durch Aufwerfen einer kleinen Menge desselben auf anderes geschmolzenes Metall, „tingierte“ und verwandelte man dieses in Gold. Wie Ripläus erzählt, genügte ein Gran davon, um 100 Unzen Quecksilber zur roten Tinktur zu verwandeln, und mit dieser Menge könne man nach genau beigefügter Rechnung $119010\frac{1}{8}$ Pfund Quecksilber in Gold verwandeln.

Eine Menge geschichtlicher Überlieferungen berichtet von derartigen Verwandlungen. Schon Raimund Lullius soll während seines Aufenthaltes in London für König Eduard III. 50 000 Pfund Quecksilber in Gold verwandelt haben, aus denen die ersten Rosenobles geprägt worden sein sollen. Gegen die Glaubwürdigkeit dieser Erzählung, welche vom Abte Cremer herrührt, spricht allerdings sehr, daß Eduard III. zu seinem Kriege gegen Frankreich trotzdem drückende Steuern ausschrieb, die goldenen Geräte der Kirchen und Klöster borgte und diese zusammen mit seiner und der Königin Krone benutzte, um Geld daraus schlagen zu lassen.

In Köhlers 1744 herausgegebener Münzbelustigung wird erzählt, Kaiser Ferdinand III., welcher sich sonst nicht mit Alchemie abgab, habe am 15. Januar 1648 zu Prag 3 Pfund Quecksilber durch eigenhändiges Aufwerfen von einem Gran roten Pulvers, das er von einem Manne Namens Richthausen erhalten hatte, in $2\frac{1}{2}$ Pfund feinstes Gold verwandelt. Aus Freude darüber habe er Richthausen den Titel eines Barons von Chaos gegeben und aus dem Golde eine Gedenkmünze anfertigen lassen, welche eine Inschrift gehabt habe, die sich auf die künstliche Herstellung des verwendeten Goldes bezogen habe. Die Münze soll sich lange Zeit in der kaiserlichen Schatzkammer zu Wien befunden haben und ist von den Alchemisten verschiedentlich in Kupfer gestochen worden.

Urban Hjärne, ein seiner Zeit ziemlich berühmter Chemiker, berichtet eine ähnliche Verwandlungsgeschichte aus Schweden. Der sächsische Generallieutenant Payfull, gebürtig aus dem damals schwedischen Eivland, wurde 1705 bei Warschau gefangen und von Karl XII. als Landesverräter zum Tode verurteilt. Er erbot sich, wenn man ihm das Leben schenken wolle, jährlich für eine Million Thaler Gold zu machen, was angenommen wurde. Payfull ver-

wandelte nun Blei in Gold und benutzte hierzu eine Tinktur, die durch Antimon, Schwefel und Salpeter feuerbeständig gemacht wurde. In Gegenwart des General-Feldzeugmeisters Hamilton verwandelte Paykull mit einem Quentchen des hierbei erhaltenen Pulvers 6 Quentchen Blei in Gold. Um eine Gegenprobe zu machen, mischte Hamilton die genannten Pulver zu Hause selbst. Diese Mischung ward, nachdem sie am folgenden Tage ebenfalls von Paykull mit einer gewissen Menge Tinktur und Blei versetzt war, zusammengeschmolzen und daraus für 147 Dukaten Gold erhalten. Außer Hamilton war bei dieser Verwandlung noch als Zeuge der Staatsanwalt in Paykulls Prozeß, der Advokat Fehman, zugegen. Aus dem erhaltenen Golde wurde eine Denkmünze von zwei Dukaten Gewicht geprägt, mit der Aufschrift: Hoc aurum arte chemica conflagavit Holmiae 1706. O. A. v. Paykull. Trotz dieser abgelegten Proben wurde Paykull das Leben von Karl XII. schließlich doch nicht geschenkt. Die Goldmacher, obgleich sie meistens großmütige Seelen waren, die eigentlich nie sich selbst, sondern immer nur andere reich machen wollten, hatten nicht selten das Unglück, daß ihr Leben ein Ende mit Schrecken nahm. In dieser Hinsicht ein Pechvogel war unter anderen Georg Honauer, welcher dem Kurfürsten von Württemberg versprach, 36 Centner Eisen in Gold zu verwandeln. Um scheinbar sein Versprechen zu halten und eine Probe seiner Kunst abzulegen, suchte er den Kurfürsten in der Weise zu betrügen, daß der Tiegel mit den Zuthaten in den Ofen gesetzt und darauf das Zimmer verschlossen wurde. Währenddessen entstieg ein in einer Kiste hereingeschmuggelter Knabe dieser, warf Gold in den Tiegel und versteckte sich wieder. Zu Honauers Unglück entdeckte der Kurfürst diesen Betrug und ließ aus dem zur Goldverwandlung bestimmten Eisen einen Galgen machen, an welchen der Pseudo-Goldmacher 1597 aufgeknüpft wurde. Im Jahre 1606 ward in Stuttgart an demselben Galgen ein anderer Goldmacher, Namens Andreas von Mühlendorf, erhenkt. Der so eingeweihte Galgen erlangte später noch eine große Berühmtheit, denn an demselben verstarb durch den Strick 1738 auch der berühmte Minister Jud Süß, welcher es ohne hermetische Künste besser als alle Adepten verstanden hatte, sich Geld und Gold zu verschaffen.

In München wurde schon im Jahre 1591 der Mönch Markus Brogatinus wegen goldmacherischer Betrügereien unter einem mit Flittergold geschmückten Galgen, von welchem ein von falschem



Fig. 118. Münzen, aus alchemistischem Silber geprägt, nach einem Kupferstiche vom Jahre 1771.

Golde verfertigter Strick herabhäng, „defolliret“, dessen beide Gesellen aber wirklich gehenkt.

Im Jahre 1677 trat bei dem Markgrafen Christian Ernst

von Brandenburg zu Bayreuth ein gewisser Christian Wilhelm Krohnemann, gebürtig aus Königsburg in Livland, als Oberst in Kriegsdienste und wußte sich bald durch scheinbare Metallverwandlungen in den Ruf eines Adepten zu bringen. Er stieg daher sehr schnell in der Gunst seines Herrn und erhielt von demselben nach und nach die Würde eines Oberpräsidenten, geheimen Rats, Kammerherrn, Münz- und Bergwerksdirektors. Aus dem angeblich von Krohnemann künstlich verfertigten Golde und Silber sind sieben verschiedene Denkmünzen hergestellt worden, welche in den „brandenburgischen historischen Münzbelustigungen“ (1771) abgebildet und beschrieben sind. Die Figur 118 ist eine Nachbildung eines 1771 von Joh. Sebastian Leitner in Nürnberg gestochenen Kupferstiches aus diesem Werke und zeigt das erste, größte und seltenste Stück aus dem Krohnemannschen Münzkabinet.

Auf der Hauptseite befindet sich als alchemistisches Zeichen ein gefesselter Merkur, welcher am Heroldsstabe die Sonne als Sinnbild des Goldes trägt. Darum und daneben steht eine lateinische Widmungsinschrift an Markgraf Christian Ernst. 1677. Die Rückseite trägt eine Inschrift, welche auf deutsch heißt: Daß das, was viele geglaubt, daß es nur ein Werk der Natur sei, nicht weniger auch durch Kunst geschehen könne, soll niemand verborgen sein. Die Zeugnisse der Sache selbst haben es ehemals gezeigt und zeigen es noch: Gott zu Ehren, dem Nächsten zur Wohlfahrt, der ganzen Welt zur Bewunderung.

Die letzte Krohnemannsche Münze war ein Uндerthalbthalerstück, welches im Jahre 1681 der Markgräfin Sophie Luise zu Brandenburg-Kulmbach gewidmet wurde. Nach dem Erscheinen dieser Münze kam Krohnemann in den Verdacht des Betruges und ward 1681 auf die Festung Plassenburg gebracht. Hier setzte er seine alchemistischen Arbeiten noch fort, 1686 entfloß er indessen mittelst eines Strickes von der Festung. Wieder ergriffen, ward ihm der Prozeß gemacht, wobei sich herausstellte, daß er dem Silberschatz des Markgrafen heimlich verschiedentliche Besuche abgestattet und von den silbernen Geräten zu seinen Künsten verarbeitet hatte. Da er außerdem falsche Münzen gefertigt und noch mit seiner Schließerin in Unzucht gelebt hatte, so wurde er wegen Betrugs, Diebstahls und Ehebruchs zum Tode verurteilt und am Galgen mit

dem Strange hingerichtet. Zu seiner Hinrichtung erschien folgendes Spottgedicht:

„Krohnemann kann aus nichts,
Oder aus geringen Sachen,
Als ein kluger Alchimist,
Künstlich Gold und Silber machen.
Muß schier lachen.

Aber lieber Leser schau,
Wie sich hat das Blatt gewendt.
Denn aus Golde macht er nichts.
So hat er die Leuth verblendt,
Und gebrendt.

Alles floh im Rauch hinaus,
Und das beste klare Gold,
Welches er zu Hand bekam,
Ihm nicht mehr glücken wollt
Wie er sollt.

Weil er dann die Leuth betrogen,
Und verkaufte Rauch und Dunst,
Wird er nun hinauf gezogen,
Und gehenket ohne Gunst,
Mit der Kunst.“

Zwischen den Prozeßakten Krohnemanns findet sich ein Zeugnis, welches etwas Aufklärung über die Stoffe, mit welchen er angeblich das Gold hergestellt hat, giebt: „Nemblichen, es hat gedachter Krohnemann, sein sogenanntes Amalgama, in beregten Hochfürstl. Schloßes kleinern Gewölb, in hoher Gegenwarth Sr. Hochfürstl. Durchl. meines Gnädigsten Fürsten und Herrns etc. ingleichem auch Ihro Hochfürstl. Durchl. meiner gnädigsten Princessin und Frauen etc. dann Herrn Geheimen Raths von Lilien in zweyen Eysernen Pfannen mercurium vivum mit Essig, Grünspann, Salz und andern zugericht, in einer weißen Schachtel mitbringenden Pulvers, vermischendt zwar gefertigt, nachgehends aber uff bechehen fleißiges nachsuchen, befunden worden, daß solche Materialien, mit purem Golde vermengt gewesen, maßen denn die zugegen seyend und dazumahlen in hoher gegenwarth von Hochstbesagt Sr. Hochfürstl. Durchl. und dero Herren Hofrathen auß öftters bemeldetem Amalgama, vermittelst des Feuer erhaltenen Proben, mehrers am Tage legen, undt zur

Gnüge bezeugen werden.“ — u. s. w. . . . Geschehen Bayreuth
d. 10. Martii anno 1686. Johann Jungen. Mmppr.

Wenn man annimmt, daß Krohnemann in der weißen Schachtel Vitriol gehabt hat, so arbeitete er nach einem von falschen Goldmachern viel benutzten Recepte, welches Berzelius in seinem Lehrbuche der Chemie mittheilt, und was wie folgt lautet:

„Man digeriert Quecksilber mit Grünspan, Vitriol, Salz und starkem Essig in einen eisernen Topf, und rührt es mit einem Eisenpatel so lange um, bis das Quecksilber so dick wie Butter geworden ist, worauf man es herausnimmt und abwäscht. Das noch flüssige Quecksilber wird durch sämliches Leder ausgepreßt und die ausgepreßte Masse, die ein Amalgam von Kupfer ist, in kleine Kuchen geformt, die man in einem Tiegel mit einem Gemenge von gleichen Theilen gepulverter Curcuma und Tutia cementiert; den Tiegel erhitzt man darauf vor einem Gebläse. Nach beendigtem Versuch findet man auf dem Boden des Tiegels einen gelben Regulus, welcher das gewünschte Gold ist. Die Curcuma reduziert die Tutia, welche ein unreines Zinkoxyd ist, und das Kupfer im Amalgam vereinigt sich mit dem Zink zu Messing.“

Da Krohnemann, wie im obigen Zeugnisse erwähnt wird, reines Gold zugesetzt hat, so war sein Enderzeugnis eine Legierung von Kupfer, Gold und Zink.

Bei den Verwandlungen, bei welchen man wirklich reines Gold erhielt, ist das Gold sicher als Goldoxyd, Goldamalgam oder in anderer Form durch irgend ein Taschenspielerkunststück heimlich in die Masse hineingeschmuggelt. Ein gewisser Daniel von Siebenbürgen ließ z. B. in verschiedenen Apotheken Italiens ein pulverförmiges Goldpräparat unter dem Namen Usufur als geheimes Wundermittel verkaufen und verschrieb es unter anderen Stoffen, die er für seine Kranken aus den Apotheken holen ließ, und woraus er ihnen selbst die Arznei zubereitete, ohne indessen das Goldpräparat zuzusetzen. Nachdem das goldsalzhaltige Usufur so in den Apotheken bekannt und eingeführt war, erbot er sich, dem Herzog Cosmos I. in Florenz das Goldmachen zu lehren und ließ den Herzog selbst Usufur aus der Apotheke nehmen, womit der Versuch natürlich auch gelang. Als der Herzog die Angaben wiederholt richtig befunden hatte, belohnte er Daniel mit 20 000 Dukaten, die dieser durch seine

Abreise nach Frankreich sofort in Sicherheit brachte und von dort dem Herzog den ihm gespielten Streich brieflich mittheilte.

Auch am sächsischen Hofe ward verschiedentlich Alchemie getrieben; besonders Kurfürst August, welcher von 1553 bis 1586 herrschte, stand in dem Rufe eines Adepten. Unter anderen arbeitete dieser auch mit einem hermetischen Künstler Namens David Beuter. Da dieser trotz seines Versprechens, nachdem er Proben von seiner Kunst gezeigt hatte, schließlich dem Kurfürsten kein Gold und Silber schaffte, so ließ letzterer 1580 über ihn ein Urtheil vom Schöffensuhle in Leipzig einholen. Dieses lautete dahin, man solle ihn „wegen seiner Untreue zur Staupe schlagen, die beiden Finger wegen Meineid abschlagen und ewig gefangen halten, auf daß er seine Kunst nicht an andere Potentaten brächte“. Der Kurfürst ließ dem Alchemisten dieses Urtheil verkünden und ihn vorläufig in das Gefängnis „zum Kaiser“ bringen. Weil Beuter sich an die Wand schrieb: „Versperrete Katzen mausen nicht“, und das Beste versprach, wurde er wieder ins Goldhaus gebracht. Hier führte er unter Aufsicht noch einige Goldverwandlungen aus. Da er indessen von der Zukunft nichts Gutes erwartete, so vergiftete er sich einige Tage später selbst. Sonst wäre es ihm wahrscheinlich auch noch ergangen wie Johann Hektor von Klettenberg, einem anderen sächsischen Alchemisten, welcher 1620 auf der Festung Königstein enthauptet wurde. Schließlich sei hier noch als Goldmacher der sogenannte Graf Cajetan erwähnt, welcher in Gegenwart des Königs Friedrich I. von Preußen 1705 ein Pfund Quecksilber mittelst seiner roten Tinktur in Gold verwandelte, nachher aber sein Versprechen, binnen 6 Wochen für 6 Millionen Thaler Gold zu machen, nicht hielt und daher 1709 zu Küstrin, wie es für Alchemisten gebräuchlich geworden war, an einem mit Lathgolde beschlagenen Galgen erhenkt wurde. Wir sehen, das Geschick vieler vermeintlicher Goldmacher ähnelt dem des Ikaros. Als dieser sich auf seinem Fluge übers Meer zu sehr erhob und dem strahlenden Sonnengotte zu nahe kam, schmolzen ihm seine, von seinem kunstfertigen Vater Dädalos angelegten, wächsernen Flügel und er stürzte in das nach ihm benannte Meer (Fig. 110). So bereitete auch ein zu dreister und zu überhebender Flug nach dem lustigen Lande des goldenen Sol gar manchem nicht schwindelfreien Alchemisten ein jähes Ende!

Da wir über so vielfache Schliche und Schwindeleien, mit denen das vermeintliche Goldmachen ausgeführt wurde, unterrichtet sind,



Fig. 119. Verhöhnung der Alchemie nach einem Kupferstiche des 17. Jahrhunderts.

so sind die Nachrichten über Verwandlungen nicht sehr glaubwürdig, und es ist gewiß nicht zu bezweifeln, daß auch diejenigen Gold-

bereitungen, über welche uns keine Aufklärungen gegeben sind, auch wenn sie uns durch die heiligsten Eide beteuert werden, nur scheinbar durch einen Betrug vollzogen worden sind. Die Erzähler und Zeugen dieser Goldverwandlungen können sehr wol ehrliche und wahrheitsliebende Männer gewesen sein; denn sehr wahrscheinlich waren sie selbst meistens Betrogene. Wir sind zu diesen mißtrauischen Ansichten über die durch die Geschichte berichteten Metallverwandlungen um so mehr berechtigt, da über dieselben aus der Blütezeit der Alchemie von vielen Leuten ebenso absprechende Urtheile vorliegen. Eine bildliche Darstellung von der Mißachtung, welcher die Feuerphilosophen im 17. Jahrhunderte oft begegneten, giebt uns die Figur 119, welche ein Seitenstück zu der Abbildung 39 ist. Wie letztere ist auch diese von der Künstlerhand des David Teniers entworfen. Die Ausstattung des Laboratoriums, insbesondere das Destilliergerät, auf welches der zur Verhöhnung als Affe dargestellte Alchemist seine ganze Aufmerksamkeit richtet, dürfte nach Art der Niederländer Maler durchaus naturgetreu gezeichnet sein. Auch in der 1591 von Joh. Clajus, Pfarrer zu Bendeleben, herausgegebenen satirischen, antialchemistischen Schrift: „Altkumistika, das ist: Ein wunderbahrliche, seltsame und bewerte Kunst, Aus Mist durch seine vilfaltige und mancherley Wirkung Gold zu machen. Wider die betrüglichen Alchimisten und ungeschickten vermeinten Theophrastisten“, wird die Alchemie verspottet. Es heißt in dem vorstehenden Widmungsgedichte:

„Weil jehund fast in allem Land
Die Alchymey nimpt überhand,
Und stets je mehr und mehr einreißt,
Das sich Goldmachens mancher fleißt,
Und doch nur fälschet die Metall,
Falsch Münz aufstrewet überall,
Daß mancher würdt dadurch verführt
Wie man wol an Exempeln spürt:
Hab ich zu Spott der Alchymey,
Die nichts ist denn Betriegererey,
Ein löblich Kunst beschrieben hie,
Die bey alten je und je,
Von erster Schöpfung und Anfang,
Gegangen ist in vollem schwang
Genennet die Altkumisterey.

Darin ist kein Sophisterey,
Kein Handel noch Betrug,
Sondern was wirbt eines jeden Pflug
Auf seinem Acker, der mit Mist
Getünkt und wohl vergattet ist."

Der aufgeklärte Pariser Apotheker Nicol. Lemery nennt die Alchemie in seinem 1675 erschienenen Cours de chimie spöttlich: »Ars sine arte, cujus principium mentiri, medium laborare et finis mendicare«, das ist: Eine Kunst ohne Kunst, deren Anfang Lügen, deren Mitte Arbeiten, deren Ende Betteln ist, und theilt dann eine Menge Schwindeleien mit, durch welche die Goldmacher ihre betrügerischen Goldverwandlungen vollbringen.

Obgleich die alten Feuerphilosophen ihr sich gestecktes Ziel nicht erreichten, so sind die Arbeiten derselben doch nicht ohne Nutzen gewesen. Der Glaube an die Möglichkeit der Metallverwandlungen regte zu eifrigen Naturstudien an, und während man Gold suchte, fand man ewige Wahrheiten, welche mit als Bausteine benutzt werden konnten, um das hochauftrebende Gebäude unserer heutigen chemischen Wissenschaft aufzuführen. Und wahrlich, die Chemie, die Tochter der Alchemie, hat es besser verstanden als jene, der Menschheit Nutzen und Gold zu verschaffen.



